

Drogenhandel

Willi kriegt seinen Stoff nicht

Die Corona-Krise trifft auch die Drogenszene: Während die einen gegen Einsamkeit und Angst ankiffen, zwingen Engpässe Suchtkranke in den unkontrollierten Entzug.

Eine Reportage von **Florentin Schumacher**

30. April 2020, 6:13 Uhr / [415 Kommentare](#) / 



Ein Süchtiger raucht Heroin in einem Berliner Konsumraum.
© Johannes Eisele/Getty Images

Oben am Kottbusser Tor stehen Streifen- und Mannschaftswagen, Polizisten passen auf, dass sich nicht wie sonst Wohnungslose und Drogensüchtige in den Eingängen der U-Bahn-Station sammeln. Unten am Gleis der U1 hebt ein Mann mit fleckigem Parka und eingefallenen Wangen einen Zigarettenstummel vom Boden auf, den eben noch jemand anderes im Mund hatte, und zündet ihn mit Zitterhänden an. "Ich rauche seit 40 Jahren", sagt er. "Da höre ich jetzt auch nicht auf."

Willi, 53, war lange heroinsüchtig, nimmt nun aber seit Jahren Methadon. Und trotzdem macht ihm die Corona-Krise schwer zu schaffen: "Ich kann die Motz nicht verkaufen und habe deshalb kein Geld für Benzos", sagt Willi. Die Motz ist eine Berliner Straßenzeitung, Benzos sind Benzodiazepine, angstlösende Beruhigungsmittel wie Valium, die viele Opioidabhängige nehmen, sogenannter Begleitkonsum. Bisher zahlte Willi einen Euro pro Tablette. Jetzt hat sich der Preis verdoppelt. Manche Dealer haben überhaupt keine Benzos mehr. "Mit oder ohne Virus: Wir Junkies sind am Arsch", sagt Willi.

MEHR ZUM THEMA

Drogen



Die Experten der Drogenhilfe und Sozialverbände formulieren das etwas nüchterner, in der Sache aber geben sie Willi vom Kotti recht: Corona trifft die sozial Schwachen, die Süchtigen und Drogenkranken mit doppelter Wucht. Da ist die Sucht, dann der immer schwieriger werdende Markt, dazu kommen Einsamkeit und Kontaktsperren. Bundesweit fürchten Einrichtungen der Drogenhilfe gestreckte und verunreinigte Stoffe und steigende Preise, die Konsumierende zu einem unbegleiteten Entzug zwingen könnten. "Covid-19 bewirkt, dass ein Engpass in der Versorgung mit illegalen psychoaktiven Substanzen entstanden ist, der nach unserer Beobachtung täglich zunimmt", schreibt etwa die Deutsche Aidshilfe [<https://www.aidshilfe.de/sites/default/files/documents>

[/2020-03-20_hilferuf_corona_suchthilfe_dah_akzept_jes.pdf]. Konsumierende griffen auf alles zurück, was den Entzug mindere. Die Gewalt unter ihnen könne derweil zunehmen, besonders gegen Frauen. Zudem litten die psychisch Erkrankten unter ihnen durch die Einsamkeit noch zusätzlich. Und nicht nur das.

Für die geschätzt 170.000 Abhängigen von Opioiden in Deutschland
[<https://www.aerzteblatt.de/archiv/205755/Schaetzung-der-Anzahl-von-Personen-mit-einer-Opioidabhaengigkeit>] bedeutet Covid-19 Lebensgefahr. Die oft jahrelange Inhalation, etwa von Heroindämpfen, hat ihre Lungen zerstört. Viele Süchtige rauchen weiterhin Tabak, haben ein ohnehin geschwächtes Immunsystem und gehören zur Hochrisikogruppe.

Doch nicht nur die Infektion selbst stellt für Drogenabhängige eine Bedrohung dar. Grenzsicherungen lassen die Schwarzmarktpreise steigen; Betteln und Flaschensammeln fallen als Einnahmequellen weg; Konsumräume schließen; das Kontaktverbot minimiert die psychologische Betreuung. Corona ändert den Alltag von Suchtkranken dramatisch. Manche werden das Virus – oder seine Begleitumstände – nicht überleben. Viel Alternative haben sie nicht.

Anruf beim Berliner Drogennotdienst. Heike Krause sagt: "Wir erleben, dass sehr viele neue Klienten in die Substitutionsprogramme reingehen. Sie haben Angst, dass der Stoff auf dem Markt knapp wird." Seine vier Substitutionsambulanzen betreibt der Drogennotdienst weiter, hier bekommen Konsumierende Ersatzstoffe wie Methadon, gekoppelt an psychosoziale Betreuung. Die persönlichen Beratungsgespräche dauern jetzt aber statt einer Dreiviertelstunde nur noch zehn Minuten. Die Angestellten tragen Schutzkleidung und haben sich auf Telefonberatung umgestellt. Nicht ideal, aber zumindest hat der Drogennotdienst weiterhin freie Plätze. "Die Substitutionsambulanz läuft in Berlin", sagt Krause.

"Die Lage ist sehr angespannt, aber nicht dramatisch", sagt auch der Substitutionsarzt Volker Westerbarkey. Seine Praxis am Schlesischen Tor, nicht weit vom Görlitzer Park, hat ein Zwei-Schicht-System eingeführt, sodass im Fall einer Infektion zumindest eine Hälfte der Belegschaft den Betrieb aufrechterhalten könnte. "Wir können uns das gar nicht erlauben, zu schließen."

Die Menschen müssen versorgt werden. Ich habe Patienten gesehen, die wirklich verzweifelt sind und sagen: Der Drogenmarkt ist leer, ich brauche sofort ein Substitut." Zudem drängten süchtige Straftäter, die wegen Corona vorzeitig aus der JVA freikamen, in die Substitutionspraxen.

"Keine Touristen, keine Arbeit, kein Geld"

Westerbarkey gibt jetzt öfter Take-Home-Rezepte aus, damit die Patienten seltener in die Praxis kommen müssen; das empfiehlt eine Handreichung der Kassenärztlichen Vereinigungen. Wer vorher den Ersatzstoff für eine Woche erhielt, bekommt im Moment vielleicht die Menge für zwei Wochen. Eine Kollegin Westerbarkeys bringt einem Patienten mit Covid-19-Infektion sein Substitut sogar nach Hause. "Das ist wahnsinnig aufwendig. Das kann man ein-, zweimal machen, aber sonst geht das nicht", sagt Westerbarkey. Ein Problem seien schon jetzt akute Fälle, die sofort ein Bett auf einer Entgiftungsstation brauchten. "Man bekommt kaum mehr jemanden ins Krankenhaus, weil die Kliniken Infektionen vermeiden wollen."

Auch wenn Corona und die Corona-Regeln alle Teile der Gesellschaft betreffen, treffen sie diese doch sehr unterschiedlich hart. So wie sich Ausgangsbeschränkungen für die Besitzerin eines Hauses mit Garten leichter aussitzen lassen als für den Alleinerziehenden mit Einzimmerwohnung ohne Balkon, sind die Zeiten für Heroinsüchtige schwerer als für Gelegenheitskiffer, für die Kleindealer existenzbedrohender als für die Strippenzieher, die den europaweiten Handel managen.

"Keine Touristen, keine Arbeit, kein Geld", sagt zum Beispiel einer der Dealer im Görli in der Görlitzer Park. Er lehnt an der Rückwand eines Häuschens im Görli, Berlins bekanntester Drogenverkaufsstelle [<https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2019-10/goerlitzer-park-kriminalitaet-brennpunkt-drogenpolitik-5vor8>]. Bloß dass im Görli jetzt kaum noch Drogen verkauft werden. "Ich kann meiner Familie in Ghana kein Geld schicken. Ich habe nichts", sagt der Dealer. Und ein anderer mit Dreadlocks und einem schmutzigen Verband an der Hand ergänzt: "Wir haben Angst. Das Virus kann uns hier draußen immer treffen." Es ist wie im Einzelhandel: Irgendjemand muss den Kopf hinhalten, damit der Markt funktioniert.

In diesem Moment biegt ein Mannschaftswagen der Polizei in den Park, wird langsamer – und rollt dann an den fünf Dealern, die im Abstand von ein paar Metern an der Hauswand stehen, vorbei – zu einer Dreiergruppe auf einer Picknickdecke, um die an das geltende Kontaktverbot zu erinnern. Die Polizei hat gerade dringlichere Aufgaben, als Kleindealer zu vertreiben. Erst recht Kleindealer, die fast nichts mehr verkaufen.

Wie genau Grenzkontrollen und Ausgangsverbote die Drogenpreise

beeinflussen, lässt sich bloß grob schätzen und unterscheidet sich nach Regionen. In Frankreich soll Cannabis bereits das Doppelte kosten [<https://www.reuters.com/article/us-health-coronavirus-france-cannabis/cannabis-street-prices-surge-under-coronavirus-lockdown-in-france-idUSKBN21E2AZ>], weil Lieferungen aus Marokko erschwert sind. Aus den USA kommen Meldungen über Preisexplosionen bei Heroin, Crystal Meth und Fentanyl, weil den Drogenkartellen in Mexiko für die Herstellung notwendige Chemikalien aus China fehlten. Beim Landeskriminalamt in Berlin aber heißt es bloß: "Derzeit liegen hier keine konkreten Erkenntnisse über Veränderungen in Bezug auf Verkaufspreise von Betäubungsmitteln vor, die auf die Beschränkungen durch die Covid-19-Pandemie zurückgeführt werden können."

"Der Görli ist momentan einer der entspanntesten Parks in Berlin", sagt einer der Parkwächter. "Da haben wir in kleineren Parks ganz andere Probleme. Zum Beispiel mit Junkies, die auf den abgesperrten Spielplätzen rumlungern und ihre Spritzen wegwerfen."

Tatsächlich ist der berühmt-berüchtigte Görli, der zu normalen Zeit gern genutzt wird, um die Berliner Egal-Haltung gegenüber Drogen und/oder der gescheiterten Integration junger männlicher Geflüchteter aus Afrika zu belegen, an diesem sonnigen Vormittag ein selten friedlicher Ort: Joggerinnen joggen, ein Vater spielt mit zwei Töchtern Fußball, sogar die gelegentlichen Pfiffe der Dealer auf den Parkbänken und ihr "*You want some, man?*" klingen eher wie ein pflichtbewusster Automatismus als nach einem ernsthaften Versuch, Geschäfte zu machen.

Dabei ist die Nachfrage hoch – nur eben nicht hier, wo zu normalen Zeiten vor allem Backpacker und Jugendliche Gras kaufen und wo die Polizei immer zuschaut.

Das Drogenangebot im Darknet steigt

"Ich kenne viele Leute, die jetzt daheimsitzen und mehr kiffen als je zuvor", sagt Valerie, eine Studentin. "Alle haben angefangen, Gras zu horten, weil man nie weiß, wie lange es etwas gibt. Aber was man daheim hat, raucht man halt auch." Sicher hätten Dealer mal einzelne Substanzen wegen Corona-Lieferschwierigkeiten nicht vorrätig. Dann hole man eben was beim nächsten. Sie selbst kiffe weniger, von fünf Gramm in der Woche sei sie runter auf die Hälfte. "Allein zu rauchen soll keine Gewohnheit werden", sagt sie. "Ich achte schon darauf, es nicht zu übertreiben. Ich habe chronische Bronchitis und bin Risikogruppe." Angebot? Preise? "*Business as usual*", sagt Valerie.

Und wirklich: Der professionelle Berliner Drogenmarkt scheint weitgehend unbeeindruckt von Corona zu sein. Morgens informieren Telegram-Gruppen

ihre Mitglieder über das "Tagesmenü": ein halbes Gramm Koks für 50 Euro, ein Gramm Ketamin für 35 Euro. Liefer- und Selbstabholservice.

Klar gibt es auch in diesem Angebotssegment Dealer, die sagen: Lief schon mal besser. Die Partys fehlen. Besser heißt aber in ihrem Fall tendenziell, dass sie vor Corona 20.000 statt jetzt 10.000 Euro im Monat verdienten. Wieder andere machen dank Corona sogar das Geschäft ihres Lebens, weil sie zum Beispiel ihr Gras in Deutschland anbauen und keine Lieferschwierigkeiten kennen.

Und so sind auf Fotos der abgepackten Ware neuerdings vermehrt Einweghandschuhe und Fläschchen mit Desinfektionsmittel zu sehen – manch ein Kanal weist die Kundschaft freundlich darauf hin, im Fall von Symptomen bitte nicht zu bestellen, andere Anbieter werben gleich mit kontaktlosen Übergabemodellen. Und wer wegen Corona nicht pünktlich liefern konnte, weil zum Beispiel Fahrer erkrankt waren, entschuldigt sich mit Mengenrabatten. Was auch daran liegen könnte, dass wie in allen anderen Branchen Corona einen deutlichen Schub in Sachen Digitalisierung gebracht hat: Zeitungen der Funke Mediengruppe zitierten vorletzte Woche aus einem internen Bericht des Bundeskriminalamts [<https://www.waz.de/politik/bka-kriminalitaet-verlagert-sich-in-den-digitalen-raum-id228888333.html>], wonach zwischen Februar und März das Drogenangebot im Darknet um 18 Prozent gestiegen sei. Offenbar bestellen auch immer mehr Drogenkäufer direkt per Post nach Hause.

Auf einer Bank am Landwehrkanal in Charlottenburg sitzt ein zweiter Dealer, ein Mittelsmann, der das Business im Hintergrund managt und nicht selbst im Görli oder auf der Straße steht. Den Verkauf übernehmen andere. Der Mann in Charlottenburg sorgt dafür, dass das Gras aus Spanien ankommt. Wobei im Moment kein Gras aus Spanien ankommt. Das Ausgangsverbot dort hat die Produktion stillgelegt. Die Arbeiter würden auf dem Weg zu den Pflanzen zu sehr auffallen. Also ist der Dealer arbeitslos.

"Ich habe schon überlegt, Kurzarbeitergeld zu beantragen", sagt er. Das ginge, weil er bei der Firma eines Kumpels angestellt ist, zur Tarnung. "Ich habe Kollegen, die das gemacht haben. War mir dann aber zu asi." Jetzt hofft er, dass mit der Wiederaufnahme der Arbeit in einigen Regionen Spaniens auch seine Lieferanten bald wieder Ware schicken. Und wenn nicht? Dann nicht. "Ich habe Vorräte und Rücklagen", sagt der Dealer.

Etwas, das Süchtige wie Willi wohl auch gern von sich sagen würden.